

In der Hotelhalle

Autor(en): **Tucholsky, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN DER HOTELHALLE

von Kurt Tucholsky

Wir saßen in der Halle des grossen Hotels, in einer jener Hallen, in denen es immer aussieht wie im Film — anders tut's der Film nicht. Es war fünf Minuten vor halb sechs; mein Partner war Nervenarzt, seine Sprechstunde war vorüber, und wir tranken einen dünnen Tee.

«Sehen Sie», sagte er, «es ist nichts als Uebung. Da kommen und gehen sie — Männer, Frauen, Einheimische und Ausländer, Gäste, Besucher ... und niemand kennt sie. Ich kenne sie. Ein Blick — Hübsch, wenn man sich ein bisschen mit Psychologie abgegeben hat. Ich blättere in den Leuten wie in aufgeschlagenen Büchern.

«Was lesen Sie?» fragte ich ihn.

«Ganz interessante Kapitelchen.» Er blickt mit zugekniffenen Augen umher. «Keine Rätsel hier — ich kenne sie alle. Fragen Sie mich!»

«Nun ... zum Beispiel: was ist der da?»

«Welcher?»

«Der alte Herr ... mit dem Backenbart ... nein, der nicht ... ja, der ...»

«Der?» Er besann sich keinen Augenblick.

«Das ist ... er sieht aus wie ein alter Geldbriefträger, den die Leute für gütig halten, weil er ihnen die Postanweisungen bringt. Seine Haltung — seine Allüren ... ich halte den Mann für einen ehemaligen Hofbeamten aus Wien — einen sehr hohen sogar. Der Zusammenbruch der Habsburger ist ihm sehr nahe gegangen, sehr nahe sogar. Ja, Aber sehen Sie doch nur, wie er mit dem Kellner spricht: das ist ein Aristokrat. Unverkennbar. Ein Aristokrat. Sehen Sie — in dem Mann ist der Ballplatz: Wien; die ganze alte Kultur Oesterreichs; die hohe Schule, die sie da geritten haben — tu, Felix, Austria ... Es ist sicher ein Exzellenzherr — irgendein ganz hohes Tier. So ist das.»

«Verblüffend. Wirklich — verblüffend. Woher kennen Sie das nur?»

Er lächelte zu geschmeichelt, um wirklich geschmeichelt zu sein; wie eitel musste dieser Mensch sein! — «Wie ich Ihnen sage: es ist Uebung. Ich habe mir das in meinen Sprechstunden angeeignet — ich bin kein Sherlock Holmes, gewiss nicht. Ich bin ein Nervenarzt, wie andere auch — nur

eben mit einem Blick. Mit dem Blick.» Er rauchte befriedigt.

«Und die Dame da hinten? Die da am Tisch sitzt und auf jemand zu warten scheint — sehen Sie, sie sieht immer nach der Tür ...»

«Die? Lieber Freund, Sie irren sich. Die Dame wartet nicht. Sie erwartet wenigstens hier keinen. Sie wartet ... ja, sie wartet schon. Auf das Wunderbare wartet sie. Lassen Sie ... einen Moment.»

Er zog ein Monokel aus der Westentasche, klemmte es sich ein, das Monokel fühlte sich nicht wohl, und er rückte es zurecht.

«Das ist ... Also das ist eine der wenigen grossen Kokotten, die es noch auf dieser armen Welt gibt. Sie wissen ja, dass die Kokotten aussterben wie das Wort. Die bürgerliche Konkurrenz ... Die Frau hat alles gehabt in ihrem Leben alles. Und nun will sie mehr. Das ist nicht leicht. Dieses verschleierte Moll! Kann sein, dass sich ein Mann ihretwegen umgebracht hat — es kann sein — das kann ich nun nicht genau sagen. Ich bin nicht allwissend; ich bin nur ein Arzt der Seele ... Ich möchte diese Frau geliebt haben. Verstehen Sie mich — nicht lieben! Geliebt haben. Es ist gefährlich, diese Frau zu lieben. Sehr gefährlich. Ja.»

«Doktor ... Sie sind ein Cagliostro ... Ihre Patienten haben nichts zu lachen.»

«Mir macht man nichts vor», sagte er. «Mir nicht. Was wollen Sie noch wissen? Weil wir gerade einmal dabei sind ...»

«Der da! Ja, der Dicke, der jetzt aufsteht — er geht — nein, er kommt wieder. Der mit dem etwas rötlichen Gesicht. Was mag das sein?»

«Na, was glauben Sie?»

«Tja ... hm ... heute sieht doch einer aus wie der andere ... vielleicht ...»

Einer sieht aus wie der andere? Sie können eben nicht *sehen* — sehen können ist alles. Das ist doch ganz einfach.»

«Also?»

«Der Mann ist Weinhändler. Entweder der Chef selbst oder der Prokurist einer grossen Weinfirma. Ein energischer, gebildeter Mann; ein willensstar-



Im Fankhusgraben bei Trueb

Photo Ernst Brunner

ker Mann — ein Mann, der selten lacht und trotz des Weines nicht viel vom Humor hält. Ein ernster Mann. Ein Mann des Geschäftslebens. Unerbittlich. Hasst grosse Ansammlungen von Menschen. Ein Mann des Ernstes. Das ist er.»

«Und die da? Diese kleine, etwas gewöhnlich aussehende Madame?»

«Das ist eine brave, ordentliche Bürgersfrau aus der Provinz ... eine brave Frau, Mutter von mindestens vier Kindern, aufgewachsen in den Ehrbegriffen der kleinbürgerlichen Familien — geht jeden Sonntag in die Kirche — kocht für ihren Mann, flickt ihren Bälgern die Hosen und Kleidchen — es ist alles in Ordnung. Die übet Treu und Redlichkeit und weicht keinen Finger breit ... die nicht.»

«Und der da, Doktor?»

«Sehen Sie — *das* ist der typische Geldmann unserer Zeit. Da haben Sie ihn ganz. Ich könnte Ihnen seine Lebensgeschichte erzählen — so klar liegt die Seele dieses Menschen vor mir. Ein Raffer. Ein harter Nehmer in Schlägen. Der lässt sich nicht unterkriegen. Gibt seine Zeit nicht mit Klimperkram ab; liest keine Bücher; kümmert sich den Teufel um etwas anderes als um sein Geschäft. Da haben Sie den amerikanisierten Europäer. Mit den Weibern — Himmelkreuz! — Es

ist sechs ... Seien Sie nicht böse — aber ich habe noch eine dringende Verabredung. Ich muss mir gleich einen Wagen nehmen. Zahlen! — Die Rechnung ... verbesserte er sich. Der Kellner kam, nahm und ging. Der Doktor stand auf.

«Was bin ich schuldig?» fragte ich aus Scherz.

«Unbezahlbar — unbezahlbar. Alles Gute! Also ... auf bald!» Weg war er. — — —

Und da ergriff mich die Neugier, da ergriff sie mich. Noch sassen alle analysierten Opfer da — alle. Ich schlängelte mich an den Hotelportier heran, der von seinem Stand aus die Halle gut übersehen konnte. Und ich sprach mit ihm. Und liess etwas in seine Hand gleiten. Und fragte. Und er antwortete. Und ich lauschte:

Der österreichische Höfling war ein Nähmaschinenhändler aus Gleiwitz. Die grosse Kokotte mit dem Trauerkomplex eine Mrs. Bimstein aus Chicago — nun war auch ihr Mann zu ihr an den Tisch getreten, unverkennbar Herr Bimstein. Der Prokurist der grossen Weinfirma war der Clown Grock. Die pummlige Mama war die Besitzerin eines gastlichen Etablissements in Marseille; der freche Geldmann war ein Dichter der allerjüngsten Schule —

Und nur der Psychologe war ein Psychologe.

(Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt-Verlages.)

DIE VALSE MUSETTE

Jean Veri, der Held unserer kleinen Geschichte, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte einen kleinen Buckel und einen Kopf, der viel zu gross war. Und auf dem Kopf hatte er soviel schwarze Haare, dass er aussah wie ein entlaufener Korsar oder sonst wie. Von Genf bis Annecy kannte ihn jeder Mensch. Denn Jean Veri hielt sich eine Woche in Genf auf und dann wieder eine Woche in Annecy. In beiden Orten spielte er auf seiner Harmonika die Valse musette wie weit und breit kein zweiter. Wenn er aufspielte, dann wurde das härteste Herz weich und selbst einem Räuber kamen die Tränen. Warum er sich nie an einem der beiden Orte fest niederlassen wollte, wusste eigentlich niemand. Man munkelte, er sei staatenlos und werde an beiden Orten nur geduldet. Kurz, wie dem auch sein, er nahm nach acht Tagen seine Harmonika wieder auf den Rücken und wanderte

den weiten Weg über die Grenze in seine zweite Heimat.

Der Schlagbaum an der Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz ging nur selten hoch. Es war nicht einmal eine Autostrasse, die hier die Grenze passierte; es war gleichsam nur ein Feldweg, und es ging ein halbes Jahrhundert bis man jene Grenzstelle von Amtes wegen aufhob.

Bei diesem Schlagbaum tat Conzales seit mehr als zwanzig Jahren seinen Dienst. Er war an dieser Stelle in Ehren ergraut. Einige tausend Male hatte er Jean Veris Papiere durchgelesen und ihn danach gefragt, ob er auch ja nichts zu verzollen habe. Und ebenso viele Male hatte Jean Veri wehmütig gelächelt und Nein gesagt, als hätte er ja noch so gerne mit einem Ja geantwortet.

Conzales, das wusste jedermann und auch jedermann auf der Zolldirektion, war das zuverlässigste